



THOR KUNKEL

SUBS

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Nach der Idee zu diesem Roman produzierte der WDR
im Juni 2009 ein gleichnamiges Hörspiel.

Copyright © 2011 by Thor Kunkel
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

eISBN: 978-3-641-05517-2

www.heyne-hardcore.de

1

*Well*nest

*Wer dem Volk anstrengungslosen Wohlstand
verspricht, lädt zu spätrömischer Dekadenz ein.*

– GUIDO WESTERWELLE, »Die Welt«, 12. 2. 2010

*Difficile est satiram non scribere.
Es ist schwer, darüber keine Satire zu schreiben.*

– JUVENAL

SKLAVIN GESUCHT

Kultiviertes Ehepaar mit ersten Denk- und Lachfalten sucht zuverlässige Sklavin mit Pep & Power für Haushalt. Möchten Sie zu klassischer Musik bügeln, kleine Botengänge erledigen und danach in der hauseigenen Sauna entspannen? Dann sind Sie bei uns genau richtig. Polizeiliches Führungszeugnis nicht nötig.
CHIFFRE: MÜLLER-DODT SKLAVIN
#G/RK 29/3-621.

I.

»Aber ansonsten hast du noch alle Tassen im Schrank?«

Evelyns Stimme dringt dünn und blechern aus der Küche, kaum lauter als die platzende Folie des Microwave-Dinners, das sie manisch mit der Gabel bepiekst. »So ein hirnrissiges Inserat in den Lokalanzeiger zu setzen ... In Grunewald! Du weißt doch, wie die Leute hier sind.«

»Hauptsache, es hat funktioniert.« Claus Müller-Dodt steht – die Hände in den Gesäßtaschen versenkt – am Panoramafenster der Villa. Inmitten von einigen Hektar Parkland gelegen, bietet sie dreihundert Quadratmeter Fläche – ein abenteuerlich großes Haus für zwei Personen, die sich hier abends unter dem Planetenluster in der Wohnhalle treffen, um dann im offenen Gartenraum zu dinieren. Die riesigen Scheiben lassen sich per Knopfdruck im Boden versenken, doch Claus misstraut dem knirschenden, aus den dreißiger Jahren stammenden Getriebe und hat es bisher nur einmal auf einen Versuch ankommen lassen. Die Halle ist auch so hell und luftig genug, der eisig schimmernde Stucco lustro der Wände verhindert selbst in tiefster Nacht, dass sich die Dunkelheit einnisten kann. Sanft geschwungene Treppen betonen die Stromlinienform einer Moderne, deren Ideale es längst nicht mehr gibt. Ihre Architektur aus schweren und schwebenden Elementen verbreitet eine allgegenwärtige Unwirklichkeit, die Claus besonders stark an seinem Lieblingsplatz spürt; hier steht er wie der Kapitän eines weiß getünchten Luxusliners an Deck, wippt leicht auf und ab und blickt dabei über die Terrasse hinweg in das sich allmählich verdunkelnde Grün. Weiter oben, noch über dem Waldschopf, schwimmen an diesem Abend lange Wolkenfische mit goldenen Bäuchen und schwarzblauen Rücken im sommerlichen Azur.

Die südwestliche Aussicht ist mit Abstand die beste, ein Verschnitt aus Kurpark und Golfplatz, hinter dem sich – dessen ist er sich durchaus bewusst – ein begrünter Todesstreifen des Lebens verbirgt, in den er den kläglichen Rest seiner Freizeit eingeeht hat. Mit noch etwas mehr Glück würde ihn ein zeitiger Hirnschlag davor bewahren, zum Sanierungsfall einer Körper ruine zu werden, zum tatterigen Kauz, dem eine Krankenschwester ein Hämorrhoidenkissen unter den Arsch schieben würde. Wenn es am schönsten ist, soll man gehen. Jeder, der lebt, zockt ein Game, denkt er noch, ein Game mit aufwendiger Grafik und unvorhersehbarer Story. Es nennt sich Leben, nicht *SimCity* oder *Second Life*, nein, einfach nur Leben und das Aufregendste an diesem Spiel ist, dass es keine Spielregeln gibt.

»Was hast du dir bloß dabei gedacht, unseren Namen in die Zeitung zu setzen?« Sie ist noch immer am Lamentieren. »Hörst du mir eigentlich zu?«

»Ja, sicher.« Dabei ist Claus in Gedanken mit dem Ligustermonster beschäftigt: Eine drei Meter hohe Hecke umschließt das Grundstück nach allen Seiten und schirmt die Müller-Dodts so auf natürliche Weise von der Außenwelt ab. Seit dem mysteriösen Verschwinden der polnischen Haushälterin ist es zu beängstigenden Wachstumsschüben gekommen, die Quadratur des Dickichts läuft aus dem Ruder. Die frechsten Triebe haben kürzlich sogar das elektronische Auge der Einfahrt blockiert – das ist nicht gut, gar nicht gut, und »jemand« (nennen wir ihn einmal so) muss jetzt den Hintern hochkriegen und die Heckenschere auspacken, doch dieser »Jemand« (man könnte ihn auch den »Herrn des Hauses« nennen) verweigert sich konsequent der Gartenarbeit: Claus Müller-Dodt ist Schönheitschirurg, auf die Liposkulptur diätresistenter Matronen spezialisiert, und nach dieser täglichen Knochenarbeit hat er sich einen ruhigen, beschaulichen Feierabend verdient. Genauso wenig käme er auf die Idee, seinen Porsche zu waschen. Ein halbes Dutzend sportlicher Hobbys und ein über die Jahre gewachsener Privat zoo im ehemaligen unterirdischen »Turnsaal« der Villa lasten ihn ohnehin aus.

»Was willst du eigentlich, Evi? Hast du vorhin nicht was von sechzig Bewerbern gesagt? So ein Andrang spricht doch für sich.«

»Das ist kein Witz, Claus!« Hinter der verschiebbaren Milchglastür, die die Küche von der Wohnhalle trennt, huscht Evelyns Schatten vorbei, ein menschenähnlicher Zeiger auf der Skala verhaltener Wut. »Ich arbeite am Amtsgericht und möchte nicht, dass irgendein Staatsanwalt auf die Idee kommen könnte, ich sei übergeschnappt!«

Claus lacht kurz auf. »Wer sollte das denken? Dein Chef, dieser Richter Harms? Das würde dem alten Chauvi doch passen ...«

»Sei nicht undankbar, immerhin wollte er uns seine Perle ausleihen.«

»Das war vor einer Woche und nichts ist passiert.«

»Weil Harms im Krankenhaus liegt! Sein Zucker spielt wieder verrückt.«

»Und ich leide an Stauballergie.« Obwohl es noch hell ist, kann er auf dem Glas sein blasses Spiegelbild sehen; genauso fühlt er sich schon einige Zeit, diffus, geisterhaft, im Gesicht vielleicht noch etwas grauer, wie von einer dünnen Staubschicht bedeckt. Dabei ist Staubfreiheit sein Ideal. Wie die meisten Schönheitschirurgen hasst er Anzeichen des Verfalls in seiner unmittelbaren Umgebung: Staub steht am Anfang der Evolution, der Reinraum der Mikrochip-Industrie am anderen Ende. Der ganze Fortschrittsglaube des Westens entspringt dieser einen Erkenntnis.

»Es ist dir wahrscheinlich entgangen, aber wir ersticken im Dreck«, setzt er nach.

»Jetzt lenk bitte nicht ab!« Evelyn steckt den Kopf blitzschnell aus der Küche. Claus, der sich zeitgleich umgedreht hat, erhascht ein Aufblitzen grüner Augen zwischen seitwärts schwingenden Locken. Ein etwas anderer, auf Mietrecht spezialisierter Engel für Charlie, der sich tagsüber mit Räumungsklagen herum-schlagen muss.

»Was du sagst, hat nichts, aber auch gar nichts mit dieser Anzeige zu tun!«

Sie verschwindet wieder hinter der Abtrennung. Ein Glockenton geht dem Summen der Mikrowellen voraus.

»Nun reg dich ab.« Claus will ihr nach, doch schon beim ersten Schritt gerät er ins Straucheln, denn einer der flachen Staubsaugroboter kommt ihm in die Quere. Selbst vor der Bar mit ihren dicht stehenden Plexiglashockern machen die Kriecher nicht halt. Etwas angesäuert versetzt Claus der Scheibe einen Tritt zwischen die Absturzsensoren.

»Kann man nicht mal eine sinnbildliche Anzeige aufgeben?«, ruft er. »Ist das ein Verbrechen?«

Keine Antwort, auch recht. Entgegen seiner Gewohnheit genehmigt er sich heute schon vor dem Essen einen Scotch. Die meisten Kollegen am Potsdamer Center für ästhetische Chirurgie sind gestandene Trinker; verglichen mit ihnen ist Claus abstinent – auch in Bezug auf die anderen branchenüblichen Laster. Viele der Halbgötter in Weiß legen ihre silikongepolsterten Patientinnen flach. Sozusagen als Liebesbeweis. Andere koksen rund um Uhr, »trippeln« selbst im OP, während sie schnippeln.

Claus dagegen hält seine Laster für ziemlich erschöpft. Was hat er nicht alles versucht, der Lebensüberdruß war geblieben. Sogar Einladungen eines besseren Swinger-Clubs, in dem angeblich nur abgeblitzte DSDS-Modelle verkehren, schlägt er inzwischen aus. Das Bereisen sämtlicher Sümpfe – wie die alten Ägypter die Kurzweil der Hurerei nannten –, dieses ganze peinliche Körpergesudel scheint sich aus seiner Sicht nicht zu lohnen.

»Hast du eben sinnbildlich gesagt?« Sie kommt in diesem Moment aus der Küche geschossen, und Claus betrachtet seine Frau voller Zuneigung: Der goldgelbe Kaftan – ihr liebstes Hauskleid –, der Muschelschmuck und das in Naturtönen gehaltene Make-up kaschieren einen messerscharfen Intellekt, dessen Existenz sie die meiste Zeit zu leugnen versteht.

»Was bitte soll an der Chiffre ›Müller-Dodt Sklavin‹ sinnbildlich sein?« Im Vorbeigehen streicht sie ihm mit der Hand über den Kopf, nicht zärtlich, sondern um einen besonders abstehenden Wirbel zu plätten.

»Dann nennen wir es mal eine provokante Petitesse zu meinem selbstgefälligen Amüsement! Du kennst mich doch, Evi!«, ruft er ihr nach. »Mit mir soll dir nie langweilig werden.«

»Du verstehst gar nichts.« Diesmal scheint ihre Stimme aus einem der begehbaren Kleiderschränke zu kommen. »Was wir suchen, ist eine atypische Raumpflegerin, also eine, die auch mal hier und da *aushilft!*«

»Raumpflegerin – wie das klingt ...« Claus schlendert zu einer Konsole in der Mitte der Halle, in der sich das Entertainment-Center verbirgt. Das recht selbstständige Ding saugt täglich Musik aus dem Netz, wobei es sich an den früheren Kaufaktionen der Müller-Dodts orientiert. Um sämtliche Möglichkeiten auszuschöpfen, braucht man allerdings einen sogenannten Technology-Butler, wie er bereits in den besseren Dubai-Hotels zum Inventar großherrschaftlicher Suiten gehört.

»Sklavin ist gut«, sinniert Claus noch immer laut vor sich hin, »lässt sich leicht merken und wird von jeder Putztante, die Arbeit sucht, als emotional plausibel empfunden.«

Zwei kalte Hände legen sich von hinten um seinen Hals.

»Putztante heißt es schon gar nicht!«

»Die Begrifflichkeiten des Arbeitsmarkts sind mir ehrlich gesagt schnurz.« Claus entzieht sich Evelyns angedeutetem Würgegriff. »Warum nicht gleich Diplom-Staubsauge-Fachkraft? Keinen Mindestlohn zahlen, aber die Leute mit einem pseudo-akademischen Titel abspeisen. Tut mir leid, ich habe die neoliberale Schönrede satt.« Passend zum lasziven Pulsen eines wummernenden Dub-Blendlichts, entledigt er sich erst seines Jacketts, dann der restlichen Kleider. »Nein, Evi, ich stehe zu meiner Anzeige: Sklavin gesucht, sogar dringend! Lässt das nicht auf Esprit und Ehrlichkeit schließen?« Während er sich auf der Stelle einmal um sich selbst dreht, betupfen die kristallinen Tropfen

des Lüsters seine mageren Schultern mit Miniaturregenbogen.
»Außerdem suchen wir keine normale Staubfee, sondern eine zweite Mariola – ein robustes Mädchen für alles.«

Nackt versucht er, sie an sich zu ziehen, doch sie wehrt ihn mit Leichtigkeit ab. Seine Hände sind ihr nie geheuer gewesen – zart und feingliedrig wie die einer Frau, dezent beringt und schmal zulaufend, die Nägel makellos manikürt, doch verfärbt von gelber Desinfektionsflüssigkeit.

»Was ist los?« Er streicht ihr die Haare aus dem Gesicht und verpasst ihr spontan einen Nasenkuss nach Eskimo-Art. »Hör mal«, flüstert er, »ist dir schon mal aufgefallen, dass sich unser Liebesleben schon geraume Zeit nur noch auf Fingerhakeln und Nasenbeißen beschränkt? Wann haben wir das letzte Mal so richtig artistisch gevögelt?« Und als sie nicht antwortet: »Na schön, Liebling, wie war dein Tag?«

»Grauvoll.« Es kommt wie aus der Pistole geschossen, vielleicht hat sie schon die ganze Zeit auf die Frage gewartet. »Zwei Zwangsversteigerungen, eine davon im Oderbruch ...« Sie zieht die Unterlippe so weit wie möglich nach unten. »Als ich eintraf, hieß es, meine Mandantin habe sich gerade vergiftet. Sie saß vor ihrem baufälligen Ziegelsteinhaus und spuckte Blut. Ich kipp ins Kraut, hat sie ein paarmal gesagt, ich kipp ins Kraut. Als der Notarzt kam, war sie schon tot. Ein Beamter meinte noch, der Einhaltung der gesetzlichen Räumungsfrist stünde nun nichts mehr im Wege.«

»Warum gehst du nicht endlich duschen?«, lenkt Claus nonchalant ab.

»Und wer kümmert sich um das Essen?«

»So schwierig ist das nicht, ein Fertiggericht aufzutischen.«

Sie versucht ein Lächeln; er kann es an den Fältchen sehen, die um ihre Augen aufspringen. »Der Reis zum Beispiel ...«

»... braucht nur halb so lang wie die Garnelen. Also nehme ich ihn nach dem ersten Klingeling raus und halte ihn warm.«

»Manchmal bist du ein Schatz«, sagt sie und verschwindet.

Genau das ist er nicht, und wird es nie sein. Er ist ein Kontrollfreak, der durch geschicktes Nachgeben und vorgetäuschte Kompromissbereitschaft ihr Leben beherrscht. »Und keine Eile! Lass dir Zeit!« Nackt geht er in die Küche und setzt sich vor die dem Südfenster gegenüber gelegene, gold angestrichene Wand. Es ist sein zweiter Stammplatz im Haus – gleich neben dem Müllschlucker und dem feudalen Küchenwerkschrank, der den Charme einer flächenbündigen Streckbank verströmt. Claus hätte sich eigentlich eine wärmere Küche gewünscht, ein Stück Landschaftsromantik, traditionell und lässig, doch Evelyn setzte ihren unterkühlten »Butcherlook« durch. (»Ist mir alles zu bunt, ich steh mehr auf leere Garagen.«)

Nur diese eine Wand hat sie ihm überlassen und er hat aus ihr ein Totem gemacht, ein goldenes Vlies. Hier sortiert er am Wochenende die eingetrudelten Rechnungen nach ihrer Dringlichkeitsstufe: Kleine Beträge wie Knöllchen zahlt er immer sofort, größere Forderungen und dreiste Mahnungen schiebt er dagegen auf die ganz lange Bank. Letztere gemahnen ihn ohnehin nicht an das Begleichen von Schulden, sondern an Elektroschocks, wie sie Versuchstieren verabreicht werden, damit sie niemals vergessen, dass sie sich innerhalb eines Käfigs befinden. Doch nicht er braucht die Bedingungen dieses Käfigs, sondern die Bedingungen brauchen ihn, um sich voll zu entfalten, und deshalb tut er den Mahnern im Grunde genommen einen Gefallen, wenn er bockt. Bekanntlich kommt ja jede Mahnung verteuert zurück. Dennoch sorgt das Vorsicherschieben für einen Aufschub und den kann einer wie Claus immer gebrauchen.

Eher zufällig bemerkt er einen klebrigen Zellophanstreifen an der Klappe des Abwurfschachts.

Sie hat sich wieder die Beine in der Küche gewachst, denkt er, zieht den Streifen ab und beginnt die Haare zu zählen, es sind dreizehn, manche fast durchsichtig, andere drahtig und glänzend. Die mit den fetteren Wurzeln erinnern ihn stets an Fliegenbeine oder Gewürm. Evelyn hätte dagegen vom »Restfell des Affenmenschen« gesprochen, ein Phänomen, das sich auf Claus'

OP-Tisch eigentlich nur noch am Laufwerk von schambärrigen und bessergestellten Alt-68er-Omis manifestiert. Entgegen der landläufigen Meinung von Therapeuten, dass Beziehungen immer an Kleinigkeiten zerbrechen, sieht Claus in dem Klebestreifen einen Beweis, dass Evelyns Neurosen mit den seinen wundervoll harmonieren. Warum auch sonst hätte sie einem pingeligen, hyperästhetisch veranlagten Schönheitschirurgen das Ja-Wort gegeben?

Nach der Entsorgung des Streifens riskiert er beiläufig einen Blick in den Kühlschrank: Fahles Licht beleuchtet einen Stapel mikrowellenfester Kunststoff-Terrinen. Die offene Dose Kaviar, die er ebenfalls sieht, ist an den Rändern verschimmelt. Herrgott, so geht es nun wirklich nicht weiter, denkt er. Mariola, du heilige Haushälterin, warum hast du mich nur verlassen? Er hatte sie schon zur Familie gezählt, sie ins Herz geschlossen, *gepempert* – mehr noch als die Reptilien im Keller. Warum sonst hätte er ihr einen Sprachkurs bezahlt und die Anliegerwohnung gratis zu Verfügung gestellt? Selbst die verkratzte Edelstahlpfanne hatte er ihr verziehen und nie wieder davon gesprochen.

Vor Frust schiebt er sich eine Fingerspitze Triple-Zero-Beluga in den Mund. Das bisschen Edelfäule kann einem Menschen nicht schaden. Ein Wiener Taxler hatte ihm die Fischmarmelade nach einem Chirurgenkongress aufgeschwatzt, zum Freundschaftspreis, wie er meinte, sogar mit Nachlass. Und Claus konnte es wie gewöhnlich nicht lassen, nach solchen Gelegenheiten zu schnappen.

Ein Geräusch wie von einer Registrierkasse reißt ihn aus seinen Gedanken. Mikrowellen-Dinner, *yummi!* Claus hebt den Reisbehälter von der Drehglasscheibe und stellt ihn auf die holzverschaltete Anrichte. Dann reaktiviert er den Timer und setzt sich wieder auf seinen Platz. Sein rechter Fuß beginnt automatisch zu wippen.

Nein, Evi, so geht es nicht weiter ...

Fairerweise muss er zugeben, sie hat ihn immer gewarnt: »Eine Topfguckerin bin ich nicht.«

Sie ernährt sich hauptsächlich von smarten Zwischenmahlzeiten – getrockneten Apfelfringen und Reiscrackern. Auch eine Yogi-Brause namens »Personal Radical Shield«, ein Pulver, das sie angeblich vor Elektrosmog und »bösen Gedanken« beschützt, spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle in ihrer Dauerdiät, die sie natürlich nicht als solche empfindet. Sie lebt gesund, er von Fertiggerichten. Gut, es sind auch schon Klettenwurzeln und frische Erbsenpastete auf seinem Teller gelandet, doch wenn es stimmt, dass Liebe durch den Magen geht, dann ist die ihre jetzt auf dem Prüfstand gelandet.

Evi, Evi ... Das Geheimnis einer glücklichen Ehe liegt irgendwo zwischen *Soulmating* und Plethora, wobei der Blutandrang, um den es geht, vor allem im Gehirn stattfinden sollte und die Paarung der Seelen nicht auf Assimilation hinauslaufen darf. So gesehen führen Claus und Evelyn tatsächlich eine vorbildliche Ehe.

Er hatte sie in den Semesterferien am Strand von Goa kennengelernt, am selben Tag, an dem er seine Mutter besuchte, die dort seit den achtziger Jahren in einer Strandhütte hauste. Altes Hippie-Chick, kaputte Zähne, Hepatitis. Trotz des Knotengartens in ihrer Brust rauchte »die Dörthe« noch immer täglich zwei bis drei Bongs. Sie war *fuckin' crazy*, kaum mehr ansprechbar, nannte sich »fünffach erwacht«, was immer das hieß. Dennoch hatte Evi gewisse Ähnlichkeiten mit ihr, selbst wenn sie Drogen nur mit Maß und Ziel konsumierte. Vielleicht waren es Dörthes lebensreformerischen Anwandlungen, die laxe Art, wie sie immer und überall mit defekten Geräten improvisierte, oder der unerschütterliche Glaube, alle Probleme, die der Alltag so bringt, würden sich auf natürliche Weise lösen. Selbst das kleine Recycling-Tattoo auf Evelyns rechter Schulter erinnerte Claus oft daran, dass seine Frau einmal eine *andere* war. Damals in Goa hatte sie jedenfalls noch keine Gesetzesbücher gewälzt, sondern magische Symbole in den nassen Sand gezeichnet, die ihm allerdings wie Gaunerzinken erschienen (quasi als Vorzei-

chen ihres beruflichen Elends). Nach einer Banghra-Party hatten sie sich spontan gegenseitig mit DayGlo-Farben bemalt und an einer abgelegenen Stelle mitten in der Brandung geliebt. Evelyns Brautkleid war die türkisblaue See, in der es erstaunlicherweise nichts Fischiges gab. Sie liebte ihn, Claus – nicht die möglichen Kinder. Auch nach der Hochzeit hatten sie beide nie mit dem Gedanken gespielt sich zu vermehren, dazu waren sie – ihrer Meinung nach – »einfach zu intelligent«. Ein klassisches Family-Life hätten sie als Eingriff in ihr Privatleben empfunden. Inzwischen blickten sie nicht in den Tümpel der ehelichen Enttäuschung hinein, sondern auf ganze sieben, weniger glückliche als geglückte Jahre zurück. Die fleischlichen Aspekte ihrer Beziehung waren ebenso schnell zugunsten eines quasi-spirituellen Erwachens verblasst. Ohne in schaler Kameradschaft zu leben, hatten sie das klebrige Gehäuse der Triebe gesprengt. Liebevoller Zwiegespräche und Verniedlichungen bestimmten seitdem ihre gemeinsamen Stunden, die Möglichkeiten des Lebens entsprachen dabei ihren Wünschen bis ins Detail. Feste Gewohnheiten hatten sich ihnen nicht übergestreift, und doch sorgten ihre fein aufeinander abgestimmten Wahrnehmungsfiler für die Kontinuität einer gemeinsamen Psychologie. Das Genießen – das lockere Bummeln und Auswählen erlesener Waren – machte ihnen immer mehr Freude, ein ihnen gemäßer Zustand dauerhaften Komforts. Nur deshalb hatten sie promoviert, sie wollten sich die Welt anpassen können, so passgenau, als wäre alles für sie gemacht. Das nötige Geld brachten sie heim und gaben es mit ebenso schöner Regelmäßigkeit aus. So glichen sie auf tragikomische Weise zwei Kindern, die sich verlaufen hatten, ohne je losgegangen zu sein, einerseits hoch begabt, doch von den geringsten Anforderungen des Alltags überfordert. Das sachlich-kühle Privatschloss in Grunewald erschien ihnen daher bestens geeignet, die Abgeschlossenheit, die sie beide so liebten, miteinander zu teilen. Nachrichten, vor allem solche aus den Nachtregionen des Elends, interessierten sie nicht. Ein von der Regierung »vergifteter Informations-Pool« – mehr

konnten sie nicht darin sehen. Das von wohlmeinenden Faktenverdrehern verantwortete Total-Defizit in der Wahrnehmung des allgemeinen gesellschaftlichen Verfalls arbeitete mit der Präzision einer gut geöhlten Maschine. Noch ekliger empfanden sie nur das freche Medien-Geschmeiß, das in Talkshows so tat, als ob es mit auf der Regierungsbank säße. Als hätte sich dieses Pack je um etwas anderes geschert als um den eigenen Bauch. Weder Evelyn noch Claus brauchten diese Art von scheinbarem Beschub, schon gar nicht die Bespiegelungen einer offensichtlich doppelbödigen Welt, in denen die Wirtschaft sich zum Schicksal der Menschen aufspielte. Ihr schmuckes Wohnschiff im Grünen war ihnen Welt-Ersatz und Freiraum genug. Dessen Grenze zur Außenwelt war indes nicht mehr ganz so undurchlässig wie früher, vielleicht war das der Grund, warum Claus' rechter Fuß immerzu wippte. An der Potsdamer Klinik, wo er tagsüber mit einer Hohnadel in »Fettschürzen und unschönen Ringen« herumstocherte, hatte es zwischenzeitlich schon mehrere Palast-Revolten gegeben. Von oben, versteht sich. Nach einem heftigen Tiefschlag ins Kontor hatte die Kommanditgesellschaft, der die Klinik gehörte, sofort versucht, die Hälfte aller Kollegen, vor allem »sekundäre Nasenchirurgen und Mittelgesichtslifter«, zu »liquidieren«. Auch Claus hätten sie damals am liebsten geschasst, stattdessen musste seine Urlaubsvertretung, eine positiv denkende und frisch approbierte Emanze, dran glauben.

Doch abgesehen von diesen Streifschüssen der Wirklichkeit, oszillierte das Leben der Müller-Dodts zwischen der uneingeschränkten Bejahung ihrer privilegierten Existenz und den üblichen, hausgemachten Problemchen.

»Um noch einmal auf diese unsägliche Anzeige zu sprechen zu kommen ...«

Sie sitzen inzwischen auf der Terrasse und genießen in der Realabstraktion eines romantischen Candlelight-Dinners das warme, spinnfädige Licht der untergehenden Sonne. Das Klirren

des Bestecks auf den Tellern erscheint Evelyn für einen Moment wie das Duett zweier mechanischer Vögel, die *sie selbst* sind.

»Was wir brauchen, ist eine integre Person, kein *robustes Mädchen*. Was soll das überhaupt sein?«

»Ganz gleich, wie du sie nennst«, erwidert Claus. »Sie muss in der Lage sein, den Haushalt zu schmeißen.«

»Bei Bedarf.«

»Wir haben immer Bedarf.« Claus wischt sich mit dem Handrücken über den Mund. Trotz seiner vielen snobistischen Anwendungen – wozu auch ein weißer, seidener Choker gehört – wirkt Claus nie weibisch. Lässig schenkt er Evelyn nach. Es ist »der gute Eiswein«, von dem er kürzlich im Piemont, im Rahmen einer Degustationsreise der Bezirksärztekammer, zehn Kisten zu einem Spottpreis ersteigert hat. Er lässt sich, wie gesagt, kein Schnäppchen entgehen – selbst wenn der Wein nicht sonderlich schmeckt.

»Sieh dir nur an, wie das Grundstück verwildert. Mariola hat die Hecke jeden Freitag getrimmt und die Auffahrt gefegt. Und sie hat uns bekocht. Zum Wochenmarkt ist sie gefahren, um frisches Gemüse zu holen.«

»Soll das ein Vorwurf sein?«

»Wenn du dir den Schuh anziehen willst.« Ein Lächeln lindert den sarkastischen Unterton in seiner Stimme. »Tut mir leid, wir wissen doch beide, du stehst mit dem Haushalt auf Kriegsfuß.«

»Frechheit!« Der Eiswein rinnt schwer und kalt durch Evelyns Kehle.

»Nein, Wahrheit«, sagt Claus. »Ich habe dich jedenfalls noch nie an der Waschmaschine gesehen.«

»Weil ich arbeite, Schatz.« Evelyn streift ihre Fledermausärmel zurück, entzündet eine Zigarette und beobachtet amüsiert die Zeichen der Irritation, die sich auf seinem Gesicht abzeichnen.

»Oh, nicht *die* Ausrede«, sagt er. Eine Ausrede ist ihre Äußerung eigentlich nicht, eher der Dauervorwurf einer anspruchsvollen Frau, die permanent unter Überforderung leidet.

»Weißt du überhaupt, was ein Waschprogramm ist?« Claus scheint sich zu einer abgeschmackten Laudatio auf die verschwundene Perle aufschwingen zu wollen. »Gute, alte Mariola ... Verdammt, was konnte die waschen! Selbst die ... na, du weißt schon ... Bremsspuren in meinen Calvin-Kleinslips ...«

»Wie appetitlich.« Sie verbucht den Satz unter der Sorte Schamlosigkeit, wie sie sich in jede Ehe nach geraumer Zeit einschleicht. »Anyway«, erwidert Claus leicht von oben herab, »Mariola hat wahre Wunder vollbracht ... und das bei nur dreißig Grad. Und bügeln konnte sie – Gloria in excelsis Deo! Wenn ich nur an meine Bundfaltenhosen denke ...« Er sieht kurz auf, denn die Windlichter auf dem Verandageländer beginnen, unruhig zu flackern. »Sie hat sich auch um die Reptilien gekümmert. Selbst das Terrarium der Sandvipern hat sie von innen geputzt. Sie war auch ein Putz-Engel, diese Frau.« Das wehmütige Seufzen, das Evelyn zu hören bekommt, ist echt. »Was ist bloß passiert? Mal ehrlich, Evi, hattet ihr Streit?«

Evelyn ignoriert die Frage, aber er legt noch einmal nach.

»Wollte sie vielleicht mehr Geld? Ich habe mich eh gewundert, dass sie nie nach mehr Geld gefragt hat.«

»Wir haben sie verköstigt!«, explodiert Evelyn. »Und sie hatte die Anliegerwohnung für sich!«

»Das ersetzt kein ordentliches Gehalt. Vielleicht hättest du ihr mal was zustecken sollen, dann wäre sie nicht von heute auf morgen getürmt.«

Evelyn richtet sich auf. »Ich habe Mariola wie meine Tochter behandelt. Verwöhnt habe ich sie, dieses Aas!«

»Ach was.«

»Natürlich hab ich das! Sonst hätte ich ihr sicher nicht noch zweihundert Euro geliehen!« Sie hat den Satz fast geschrien, was nicht weiter tragisch ist, denn die nächste Villa liegt einen halben Kilometer entfernt. Das Ligustermonster schluckt ohnehin jedes Geräusch.

»Du hast ihr Geld geliehen?« Claus stößt einen Laut aus – es erinnert an ein zischendes Teekesselpfeifen. »So verdirbt man die kleinen Leute.«

Er steht auf und schichtet das gebrauchte Geschirr auf den bereitgestellten Servierwagen. Schon lange hat er sich nicht mehr so nützlich gemacht.

»Ich werde sie trotzdem vermissen«, fügt er schmunzelnd hin.
»Falls ich die nächste Zeit überlebe.«

»Das wirst du.« Während das Anwesen in dem hereinbrechenden Dunkel versinkt, raucht Evelyn ihre Zigarette zu Ende.
»Diese staubsaugenden Blechbüchsen sind doch sicher für irgendwas gut. Kamen die nicht auf tausend Euro das Stück?«

»Sie bleiben eine Übergangslösung«, wiegelt Claus ab. »Solange die Dinger nicht waschen und kochen können, sind sie keine Alternative zur menschlichen *Wetware*.« Er grient, so wie er gewöhnlich nur grient, wenn er vom Absaugen von »Reithosen« oder »Schwimmgürteln« spricht. »Der Terminus *Wetware* geht auf unseren Chefarzt zurück. Früher pflegte Roger so operativ durchfeuchtete Frauen von verschwitztem Gammelfleisch zu unterscheiden ...«

»Es interessiert mich nicht wirklich«, würgt ihn Evelyn ab.

Gespräche mit Claus sind allzu oft wie eine Reise zu Schiff: Sie entfernen sich unmerklich vom sicheren Festland, und wenn es ihr reicht, wenn sich ihr der Magen umdreht, dann sind sie schon zu weit draußen auf offener See und an eine Umkehr ist nicht mehr zu denken.

II.

»Jetzt mach's nicht so spannend!« Eine gute Dreiviertelstunde ist vergangen, die Sicherheitslichter tauchen die Gitter der Einfahrt in ein unwirkliches Licht. Während Evelyn die Küche aufräumt, hat Claus die Reptilien im Keller versorgt. Wie immer wurde auch eine Runde mit Billy-Boy, dem Mississippi-Alligator, gespielt. Der hat inzwischen die Größe erreicht, die aus einem »Tierchen mit Biss« ein Sicherheitsrisiko macht, doch statt Billy in irgendeinem Zoo abzugeben, hat Claus vor kurzem eine Mauer aus Glasbausteinen um das Wasserbecken hochziehen lassen. Ein Gitter auf der Mauerkrone verhindert, dass der Alligator nachts auf Beutezug geht. Trotzdem schließt Claus die Kellertür immer hinter sich ab.

Die Pfeifmelodie aus *Kill Bill* auf den Lippen, lümmelt er sich auf der Chaiselonge. Die junge Boa auf seinem Arm erinnert von weitem an einen lebenden Schal. Vielleicht hat sie ihn auf der Kellertreppe zärtlich gewürgt oder er hat heimlich getrunken, seine Wangen scheinen jedenfalls verhalten zu glühen.

»Evi, hörst du mir eigentlich zu? Wie viele Bewerber sind übrig geblieben?«

Sie liegt unter dem großen Plasmabildschirm, das Weinglas lose zwischen den Fingern, die Augen auf die tonlosen, aber gestochen scharfen Bilder geheftet.

»Zwei«, antwortet sie mit ein paar Sekunden Verspätung.

Es klingt einsilbig, und Claus zieht das argwöhnische Gesicht, das er immer zieht, wenn sie ihn aus irgendeinem unerfindlichen Grund hinhält. »Nur zwei? Was ist mit dem Rest?«

»Lass es mich so sagen, Schatz ...« Sie zieht die Beine an, rollt ihren Hintern vom Polster und trippelt dann zur Garderobe

im Flur, wo sie normalerweise ihre Taschen abwirft. »Deine sinnbildliche Anzeige hatte ganz offensichtlich etwas Zweideutiges.«

»Inwiefern?«, ruft Claus. Den Geräuschen nach wühlt sie in den Schnellheftern, die sie jeden Abend anschleppt.

»Hör dir das an«, verkündet sie, eine Kladde mit sauber abgehefteten Briefen vor sich her tragend. »Erziehungsbedürftiger Haussklave würde mit Freude die ausgelobte Stellung antreten. Bin jederzeit abkömmlich und als Fußabtreter und WC zu gebrauchen.« Sie hält kurz inne. »Beruflich war dieser Bewerber übrigens Anlageberater der Hypo-Real.«

»Ein kleiner Lehman-Brother?« Claus verzieht das Gesicht. »Ich hoffe, du hast ihn zum Teufel gejagt.«

»Ich habe alle *Pfui*anz-Kretins aussortiert und alle Asylanten aus irgendwelchen Krisengebieten und alle Langzeitarbeitslosen. Und auch alleinerziehende Mütter aus sozial schwachen Randgebieten der Stadt. Was übrig blieb, war ...«

»Ja, ja, schon gut.« Claus streift die kalten Ringe der Boa von seinem Arm, öffnet wie geistesabwesend die Schublade des Beistelltischs und schiebt die sich versteifende Schlange hinein. »Lass mal sehen.« Er schnappt sich die Briefe und beginnt in Windeiseile zu blättern: »Devoter Reisender entbietet untertänigste Grüße ... Schwanzzofe, 43, schon etwas kahl, hofft auf strenge Herrin ... Ha, wie krank ist denn das?« Er blättert weiter. Dabei murmelt er gelegentlich vor sich hin. »Ah, endlich mal eine Frau: Versierte Nacktputzerin, Ex-Swissair-Saftschubse, sauber, ästhetisch rasiert, nimmt jede perverse Herausforderung an ... Oh, mein Gott.« Sichtlich geknickt legt er die Briefsammlung zurück auf den Tisch. »Die haben die Anzeige wörtlich genommen!«

»Nur die devoten Naturen.«

»Mein armer Liebling, hätte ich das gewusst.« Er versucht sie erneut in seine Arme zu ziehen.

»Schon gut.« Evelyn macht sich los. Auch das Schlagen und Verarzten von kleinen, seelischen Wunden funktioniert in ihrer

Ehe noch immer perfekt. »In Zukunft gebrauch einfach mal deinen Grips.«

Claus legt den Stapel Bewerbungen zurück auf den Tisch.

»Tja, ein Hohnnadelstecher im zweiten Glied einer mittelprächtigen Fleischerei ist nun mal kein Einstein. Vielleicht hatte er auch nur vergessen, wie humorfrei seine Mitmenschen sind.« Sein Blick bleibt an zwei losen, durch Klarsichtfolien schimmernden Schriftstücken hängen. »Und die zwei Auserwählten sind ...«

»... eine russische Studentin und ein promovierter Altphilologe.«

»Reizende Kombination. Und du bist sicher?«

»Nein, bin ich nicht, aber die beiden machten am Telefon einen – wie soll ich sagen – normalen Eindruck.« Selten hat Evelyns Stimme so emotionslos geklungen. »Immerhin interessierten sie sich mehr für Küchengeräte und weniger für Peitschen und Ketten.«

Claus schluckt. »Auch für Reptilien?«

»Um ehrlich zu sein ...« Evelyn lässt ihn ein bisschen zappeln. »Ich habe nur gesagt, dass du unter einer Stauballergie leidest. Und dass du dich, als Schönheitschirurg, voll und ganz der Ästhetik verschrieben hast.«

»Klingt nach Grabinschrift«, sagt Claus.

»Vielleicht hätte Schlangentick und Hypochondrie mehr der Wahrheit entsprochen.«

»Ach, wen interessiert schon die bittere Wahrheit ...«

Claus' Gesicht will sich gerade in eine heroische Maske verwandeln, als das Fauchen eines Alligators ertönt.

»Was um Himmels willen war das?«

»Der neue Türklingelton!« Claus weist mit einem Blick auf die Deckenlautsprecher. »Die Lautstärke muss ich noch anpassen.« Erst gestern hat er den Digi-Funny-Animal-Sound in die vandalensichere Klingel am Heckentor der Einfahrt geladen. Evelyns Protest übergeht er mit einem schelmischen Lachen. »Wer kann das sein?«

Thor Kunkel

Subs
Roman

eBook
ISBN: 978-3-641-05517-2

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: Mai 2011



Die neuen Sklaven sind da

Eine »provokante Petitesse zum selbstgefälligen Amusement« – so nennt Claus seiner Frau gegenüber seine Annonce für die neue Putzfrau. Zu ihrer Überraschung melden sich auf die Anzeige dann tatsächlich Menschen, die sich ernsthaft als »Sklave« bewerben. Als sich Claus für Bartos, einen promovierten Altphilologen, und dessen Frau Svetlana entscheidet, ahnt er nicht, wie schnell er von seinen »Subs« abhängig werden soll. Bald bieten immer mehr Sklaven ihre Dienste an.

Die Rechtsanwältin Evelyn und ihr Mann Claus, ein Schönheitschirurg, führen ein sorgenfreies Leben in einer schmucken Villa in Grunewald. Der Alltag der beiden gerät durcheinander, als die polnische Haushaltshilfe spurlos verschwindet und sich auf Claus' augenzwinkernd gemeinte Stellenanzeige plötzlich Langzeitarbeitslose, Asylanten und überqualifizierte Akademiker ernsthaft als »Sklaven« bewerben. Zunächst sind sie überrascht und schockiert, doch warum sollten sie auf die Annehmlichkeiten verzichten? Sie haben das nötige Geld, und in der liberalen Spaß-Gesellschaft der Hauptstadt ist das »erlaubt, was man sich leisten kann«. Also entscheiden sie sich für Bartos, einen promovierten Altphilologen, und dessen Frau Svetlana. Eines Tages regt Bartos den Bau eines Schwimmbads auf dem ungenutzten Rasen vor der Villa an, ein teures Vorhaben, das durch den Einsatz von illegalen Arbeitskräften bewältigt werden soll. Und so rücken eines Nachts weitere Familien an, die seit Jahren ein Leben in selbstgewählter Sklaverei führen. Doch bald kommt es zu ersten Unstimmigkeiten in der »Solidargemeinschaft nach römischem Vorbild« . . .